„Mädchen, Du bist noch 'ne Perle!“ schmunzelte der Tierarzt. „Du denkst wirklich an alles ... Der Weihnachtsmann wird's Dir lohnen!“ Und dankbar drückte das Ehepaar die Hände der treuen Hausgenossin.

—⊙—

Billy Turtle und die beiden Sheriffs

Eine amerikanische Landstreichergeschichte

von Harris Brackett-Buenos-Aires.

Billy Turtle schlief. Das Bett, das sich der junge Tramp ausgesucht hatte, war zwar alles andere als weich und warm, doch wenn Billy Turtle einmal angefangen hatte, zu schnarchen, so konnten ihn auch die Härte eines Bremserhäuschensitzes und die mörderische Kälte eines Idaho-Winters nicht aus der Ruhe bringen.

So dauerte es geraume Zeit, bis ihn die Faust des Güterzugführers wach rüttelte: „Heraus hier, Bursche! Meinst du, ich wollte mit einem erfrorenen blinden Passagier in Spokane einlaufen?“ Billy rieb sich entrüstet die Augen, doch ehe er über die Störung fluchen konnte, lag er neben den Gleisen im Schnee, und sein armseliges Bündel flog ihm an den Kopf. Er rappelte sich hoch und sah dem davonfahrenden Güterzug wütend nach.

„Na, Pech gehabt?“ fragt ihn der Beamte der winzigen Haltestelle und klopfte ihm den Schnee vom Rücken. „Wo soll die Reise hingehen?“ — „Nach Spokane.“ — „Donnerwetter, sind noch vierzig Meilen. Die wirst du wohl zu Fuß gehen müssen. Du kannst aber unterwegs bei Jim Blackwell übernachten. Hoffentlich läufst du nicht dem Columbia-Joe in die Arme. Der Kerl hat drüben im Kanadischen einen neuen Mord begangen und treibt sich jetzt in der Gegend herum. Warte, ich will dir ein Butterbrot mit auf den Weg geben.“ Er kam nach wenigen Augenblicken wieder: „Na, viel Glück!“ — Billy machte sich brummend auf den Weg.

Die Abenddämmerung lag schon über den Wäldern, als Billy inmitten einer Lichtung ein Blockhaus sah, die erste menschliche Behausung, seitdem er die Haltestelle verlassen hatte. Er klopfte an die Tür. Niemand meldete sich. Billy wartete nicht lange und trat ein: „Guten Abend.“ Die Stube lag im Dunkeln, und niemand antwortet. „Der Alte scheint unterwegs zu sein.“

Der Landstreicher zündete ein Schwefelholz an und suchte nach der Lampe. Er fand sie auf dem Tisch. „Alte Petroleumfunzel!“ fluchte er, weil der Docht nicht gleich brennen wollte.

Endlich leuchtete die Flamme matt durch den Raum. Billy sah sich um: ein Tisch, ein Stuhl, ein kalter Ofen und eine Bank. Na, der Alte ist nicht gerade fürstlich eingerichtet. Doch, was liegt da unter der Bank?“ Billy bückte sich: „Ein Mensch. He, steh auf! Er rührt sich nicht. He, alter Junge, hörst du nicht? Brrr, der ist ja tot!“

Der Landstreicher überlegte einen Augenblick. Da klang durch die Stille ein leiser Ton wie das Atmen eines Schlafenden. Billys Augen strichen noch einmal durch den halbdunklen Raum. Da sah er eine Tür. Er nahm die Lampe vom Tisch und öffnete. Er stand in einem zweiten Raum, und auf einem Fellager vor ihm schnarchte ein Mensch. An seiner Seite lag eine Pistole. „Vorsicht ist besser als Nachsicht!“ dachte Billy Turtle und nahm die Waffe in die freie Hand. Dann stieß er den Schlafenden mit dem Knie an: „Wach auf, alter Junge!“

Der andere, ein etwa Fünfzigjähriger, fuhr hoch: „Was ist los?“ und griff schnell nach der Stelle, wo die Pistole gelegen hatte. „Die habe ich schon,“ meinte Billy ruhig. „Aber sag mir einmal, wer du bist und wie die Leiche unter die Bank kommt.“ Der Aeltere schielte nach der Waffe. „Er hat keinen schönen Blick“ stellte Billy bei sich fest. — „Ich bin Sheriff Smitten vom Murpan County und auf der Suche nach Columbia-Joe. Habe dreißig Meilen hinter mir, kam eine Stunde zu spät, um den armen Jim Blackwell zu retten, und wollte hier schlafen, weil ich in der Nacht doch nichts mehr anfangen kann. Gib mir die Pistole!“ Der Blick von vorhin hatte Billy mißtrauisch gemacht: „Zeige mir erst deinen Sheriffstern her.“ — „Den hab ich in der Eile nicht mitgenommen.“ — „Na, mein Lieber, dann kann ich dir auch die Pistole nicht geben. Schließlich bist du Columbia-Joe selbst.“

Der andere lachte gezwungen: „Mach doch keinen Unsinn!“ Er horchte einen Augenblick auf. „Hörst du nicht, wie der Wind pfeift? Das ist der Anfang vom Schneesturm. Vielleicht treibt der den Verbrecher wieder hierher zurück. Gib mir deshalb die Pistole her.“ Er griff nach der Waffe.

Billy Turtle sprang einen Schritt zurück: „Hände hoch! Nein, alter Junge, dir traue ich nicht. Komm einmal mit in den anderen Raum.“ Der Aeltere gehorchte brummend. „So, nun stelle dich dort in die Ecke und behalte die Hände über dem Kopf.“

Der Landstreicher überlegte gerade, wie er die Nacht mit dem verdächtigen Sheriff verbringen sollte, als draußen vor der Hütte im knirschenden Schnee Schritte laut wurden. Billy eilte an die Tür. Sie wurde aufgerissen, und ein älterer Mann stand auf der Schwelle. Da schrie der Mann in der Ecke: „Das ist ja Columbia-Joe!“ — „Verrückt!“ stutzte der Neue einen Augenblick, dann brüllte er: „Das bist du ja selbst, du Lump!“ Er wollte seine Waffe aus dem Gürtel reißen, doch schon saß ihm Billys Pistole auf dem Magen: „Hände hoch!“

Der Ueberraschte gehorchte mechanisch. Billy nahm ihm die Waffe aus der Pistolentasche. „Beruhigt Euch ein wenig, meine Herren,“ sagte er freundlich und wandte sich dann an den neuen Ankömmling: „Du willst also nicht Columbia-Joe sein? Wer bist du denn?“ — „Sheriff Smitten vom Murpan County.“

Da mußte Billy Turtle von Herzen lachen: „Das hat der da hinten auch schon von sich behauptet. Zeige mir Deinen Stern!“ Der Neue griff unter den Mantel. „Verflucht!“ brummte er nach längerem Suchen, „ich muß ihn vergessen haben. Du kannst mir aber glauben, daß ich Sheriff Smitten bin und den dort drüben den Columbia-Joe suche.“ — „Glaube das nicht dem Schwindler“, schrie der in der Ecke, er ist Columbia-Joe, und auf seinen Kopf stehen tausend Dollar. Er hat erst heute den armen Jim Blackwell erschossen.“ — „Jim Blackwell hast Du auch noch ermordet, Du Lump?“ brüllte Sheriff Nummer zwei. „Sieh mal an, wie er schauspielert, dieser Verbrecher! Dabei hat er den letzten Mord erst vor einer Stunde begangen, und wenn der Schneesturm nicht bliebe, wäre er nicht wiedergekommen“ höhnte Sheriff Nummer eins.

Billy hielt es für geraten, sich einzumischen: „Herrschaften, auf diese Weise kommen wir zu keiner Einigung. Sheriff Nummer zwei, mach einmal Feuer im Ofen an! Es ist verflucht kalt hier drinnen.“ — Bald prasselte das Holz, und eine wohlige Wärme durchflutete den Raum. „Schön. Tragt nun den Toten in den Nebenraum!“

„Gut“, sagte Billy dann, als der Befehl unter dem Einfluß der beiden Pistolen ausgeführt war, „nun stellst Du Dich in die Ecke, Sheriff Nummer zwei, und Dein Freund hockt uns etwas Wärmes.“ Der Neue gehorchte zähneknirschend, und Sheriff Nummer eins kramte in den Vorräten des Toten.

Billy Turtle saß inzwischen wachsam am Tisch, die Pistolen vor sich, und zerbrach sich den Kopf darüber, wie er mit seinen beiden Gefangenen die Nacht verbringen sollte: „Dreizehn Stunden noch bis zum Morgen! Schlafe ich ein so drehen sie mir gemeinsam den Hals um oder schlagen sich gegenseitig tot. Wenn ich nur wüßte, wer von beiden der Sheriff ist!“

Er fand keine Lösung. „Na, essen wir erst einmal“, dachte er und kramte das Butterbrot aus der Tasche, das ihm der Bahnbeamte gegeben hatte. Es war in ein Zeitungsblatt eingeschlagen, und Billy glättete das Papier säuberlich: „Vielleicht komme ich noch zum Lesen.“

Da fiel sein Blick zufällig auf eine riesengroße Schlagzeige: Columbia-Joe wieder im Staate. „Stellt Euch einmal jeder in eine Ecke“, brüllte er und nahm die Pistolen schußbereit in die Hand: „Rührt Euch nicht! Auf die leiseste Bewegung hin schieße ich.“ Er überflog die Meldung und wurde plötzlich wieder ruhig.

Dann trat er auf Sheriff Nummer eins zu: „Mach's Maul auf!“ Der andere gehorchte widerwillig. „Schön danke.“ Billy trat vor seinen zweiten Gefangenen: „Mund auf!“ Auch Sheriff Nummer zwei riß die Zähne auseinander. „Besten Dank“, sagte Billy und drückte ihr seine Pistole in die Hand: „Nun kümmere Dich um Deinen Gefangenen, Sheriff Smitten, und gehe in Zukunft nicht wieder ohne Stern auf den Verbrecherfang.“

Zwei Minuten später saß der Mörder gefesselt in einer Ecke. „Mensch“, fragte der Sheriff den Landstreicher, „woher wußtest Du denn auf einmal, wer von uns beiden Columbia-Joe ist?“

„Sehr einfach“, lächelte Billy Turtle, „Dir fehlen doch nicht zwei obere Schneidezähne, wie es hier in der Zeitung steht. Nun laß mich aber schlafen. Ich bin müde und möchte von meinen tausend Dollar Fangprämie träumen.“

—⊙—

Menschenwege

Skizze von Franz Mahlke.

Die winterliche Bergsonne tastete sich mit linden Händen durch die offene Halle, wo die Kranken in ihren Stühlen lagen. Da waren ganz junge Gesichter und solche, in welche die Jahre Runen gegraben hatten, und in jedem Gesicht war ein zweites, das von innen heraus mehr und mehr hindurch leuchtete: hier der Glaube, da der Zweifel, die Verzweiflung, in einem anderen die Hoffnung, Todesbereitschaft Lebenssehnsucht, Liebe. Ach, so vieles!

Liebe nichts als das war auf dem schmalen Gesicht des Dichters zu lesen. Seine Augen grüßten eine heranschwebende weiße Wolke. Das mußte seine Braut sein, meinte er. Die Schwester brachte ihm einen Brief von ihr. Das Herz hüpfte ihm vor Freude.

„Lieber Walter, Dein letzter Brief hat mir viel Freude gemacht. Es ist schön, daß Du soviel Lebensglauben hast. Dafür bist Du ja auch ein Dichter. Du hast immer soviel schöne Hoffnungen hinein gedichtet in die Zukunft. Nun sind wir drei Jahre verlobt. Unsere große Zukunft wurde unsere Gegenwart. Und die ist doch gar zu grau zu uns kam. Wenn wir beide damals gewußt hätten, was Dir bevorsteht, ich bin sicher, Du hättest selber nicht gewollt, daß wir uns aneinander binden. Wir haben gestern nun einen Familienrat abgehalten und sind zu der Einsicht gekommen, daß es für beide Teile das Beste ist, wenn wir uns in Freundschaft trennen. Ich bin soeben bei Deinen Eltern gewesen und habe ihnen das vorgestellt. Sie waren sehr blaß und still und haben den Ring genommen. Ich hoffe, Du schickst Dich männlich in das Unabänderliche. Schreibe mir recht bald; aber bitte mich nicht um Rücknahme dieses Entschlusses. Ich weiß, Du siehst mich über alles. Weil es so ist, so erfülle mir auch diesen letzten Wunsch. Ich grüße Dich herzlich. Hannelore.“

„Liebe Hannelore, ich erfülle Dir den letzten Wunsch — — die Feder geht müde über das Papier; aber ich habe ja auch nicht viel zu sagen. Ja, ich besaß immer viel Lebensglauben, und — mein Glaube hat mir geholfen. Er hätte uns vielleicht beiden helfen können, wenn Du zu mir gehalten hättest. Aber nun — — ich muß Dir noch sagen, daß ich in etwa sechs Wochen als Genesender dieses Haus verlassen kann und bedingt dienstfähig bin. Zum Frühjahr darf ich meine Amtstätigkeit aufnehmen. Vielleicht war es meine Schuld, daß Du zu dem Entschluß der freundschaftlichen Trennung kamst weil ich dazu neigte, einmal meinen inneren Berufung als Dichter zu folgen, statt in der gegebenen und durchaus gesicherten Laufbahn des Beamten Genüge zu finden. Ich werde mich nun doch bescheiden müssen und hoffe, auch im Amtsleben manche Freude zu ernten. Ich füge mich willig in das Schicksal, von dem ich weiß, daß wir es doch nicht so in der Hand haben, wie wir es wollen und meinen. Wenn Du noch einmal schreiben solltest, bitte mich — um nichts. Ich danke Dir und grüße Dich ein letztes Mal. Walter.“

Auf dem Anger vor der Stadt, wo die Straße eine scharfe Kurve machte, stand Walter unter einer kleinen Birke und streichelte die zarten grünen Spitzen. Dann bückte er sich, brach eine Löwenzahnblüte aus dem Gras und sah mit liebenden Blicken darin das Evangelium vom ewigen Werden. Sein Lebensglaube feierte ein stilles Fest.

Ein dunkler Punkt tauchte in der Tiefe der Straße auf. Er wurde größer; grau wirbelte es hinter ihm auf. Der Wagen brauste heran, schleuderte in der Kurve, schlug gegen einen Baum — wilde Schreie. Zwei Menschenleiber zuckten. Langsam löste sich das Leben aus ihnen.

Hannelores Mund blieb stumm, als Walter die Löwenzahnblüte ihr ins Haar steckte.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 3 — Samstag, 19. Januar — 1929

Der Bauer und der Baum

Skizze von Wolfgang Federau.

Aus dem Nebenzimmer — man hörte es deutlich jetzt, da der Wind für Augenblicke nachgelassen hatte und das Wispern und Sausen in den Wipfeln der Bäume erstarb — drang das tiefe Atmen der Schlafenden; der beiden Kinder, die sich mit warmen, roten Bäckchen in ihre Kissen geschmiegt hatten, der Frau, die sich, von Träumen und Aengsten bedrückt, unruhig auf ihrem Lager hin- und herwarf. Der Bauer, vollständig angekleidet, stand am offenen Fenster und lauschte den durch die trennende Wand gedämpften Lauten, die aus der Schlafkammer herüber drangen.

Einmal kam vom Hofe her — zugleich mit einer Welle süßen Fliederduftes — ein klirrendes Geräusch, als wenn Eisen auf Stein schlüge. „Brr . . . Brauner — brr . . . Liese!“ rief der Bauer mahnend, mit verhaltener, unterdrückter Stimme. Die Gäule, eingespannt vor den mit allerhand Hausrat bepackten Wagen am Hoftor, die wohl im Stehen geschlafen hatten schüttelten sich in ihrem Geschirr.

Dann wurde es wieder still. Aber doch nicht ganz. Denn immer war in der Luft dieses dumpfe, drohende Brausen, dieses finstere schwermütige Grollen, das nun bereits seit Tagen in den Ohren des Bauern summte, das ihm den Schlaf nahm, ihm die würgende Faust der Angst gierig um die Kehle legte.

Das Brausen kam von drüben, wo der Strom seit Tagen unheimlich und mit zäher Beharrlichkeit anschwellend, steigend, mit Brodeln und Kochen sein künstlich erhöhtes Bett erfüllte. Kam von drüben, wo der Teich schwarz und gerade wie eine Mauer, sich von dem nachtdunklen Himmel abhob. Dieser Deich bildete die letzte, trennende, schützende Wehr zwischen dem unheimlichen, wilden Wasser und dem Hause hier, dem Hof, den Scheunen, den Aeckern, die sich weithin schwangen in sanft gewellten Flächen, die in ihrem Schoß die Arbeit vieler bitterer Wochen, die Hoffnung einer fruchtbaren, reichen ährenschweren Ernte bargen.

Die Zähne des Bauern gruben sich ingrimmig in die Lippen. Er zweifelte nicht mehr daran, daß der Damm halten würde — aber was half das, wenn das Wasser erst einmal die Krone des Deiches erreichte, darüber hinweg spülte?

Dann war alles verloren, die Arbeit, die Hoffnung, die Zukunft. Dann stand er da mit nackten Fäusten, arm und beraubt. Arm und ausgeplündert auch, trotzdem keine Gefahr für das Leben der Seinigen bestand, weil die Höhenzüge im Westen, in einer knappen halben Stunde zu erreichen, hinreichend Schutz und Sicherheit boten. Aber zwischen diesen Höhen und dem Damm lag alles, was sein war auf dieser Welt, was so viel mehr bedeutete als Geld und Geldeswert — was Schweiß bedeutete und Liebe und Heimat und Erde, mütterlich-schenkende Erde.

Wieder stöhnte der Bauer aus tiefer Herzensnot, wandte sein Antlitz zur Tür, hinter der unruhiger jetzt noch und hastiger, der Atem seines Weibes hörbar wurde. Als er wieder den Blick durchs Fenster in die Ferne schweifen ließ, sah er, daß die schwere Wand des Dammes plötzlich das Mondlicht in silbernen zitternden Lichtern widerspiegelte.

In der nächsten Sekunde war er in der Schlafkammer, schüttelte mit zärtlicher Heftigkeit die schlafende Frau.

„Das Wasser kommt, Anna“, sagte er, und seine Stimme hatt einen spröden, schepperden Klang.

Das Weib erhob sich vom zerwühlten Lager, schwankend, noch ein wenig benommen von dem dumpfen Schlaf, der keine Erquickung gebracht hatte. Wischte etwas Heißes, Feuchtes mit dem Handrücken aus den Augen Fragte aber nicht, sondern warf nur mit einer plötzlichen, ungestümen Bewegung die Arme um den Hals des Mannes. Der, solcher Liebkosung seit langem entwöhnt, entzog sich sanft und verlegen dieser Umarmung.

„Laß nur — laß!“ knurrte er, und das Würgen straffte tiefer in seine Kehle. Sein Gesicht war plötzlich stumpf, wie leer. „Nimm die Kinder — es ist keine Zeit zu verlieren.“

Sie hoben die beiden Kinder mit Kissen und Decke aus der Bettlade, brachten sie hinaus auf den Hof, betteten sie in den Wagen. Die Kleinen erwachten nicht — das Mädchen weinte im Schlaf.

„Mach, mach“, trieb der Mann und half ihr auf den Bock. „Ihr habt keine Zeit zu verlieren.“

„Ihr?“ fragte die Frau, und Entsetzen kräuelt ihre Stimme zusammen. „Und Du — kommst Du nicht mit?“

„Ich komme nach, natürlich.“ wehrte der Bauer ab. „Nur — ich will hier noch etwas warten; ich will sehen, wie . . . wie mein Acker vernichtet wird! . . .“

Das Letzte schrie er fast hinaus, gellend, verzweifelt. Er krümpfte die Fäuste um die Folge des Vorderrades, als suche er einen Halt. Sein ganzer Körper schüttelte sich wie im Fieber.

Aber bald hatte er sich wieder in der Gewalt. „Ja, ich muß noch hier bleiben,“ kopfnickte er, und seine Stimme hatte einen fremden Klang Die Frau kauerte ganz zusammen gesunken auf ihrer Bank. Da reckte er sich hoch, streichelte mit unbeholfener Bewegung ihr Haar: „Weine nicht, Frau,“ murmelte er. „Ich komme ja nach — gleich, bald komme ich nach.“

Er ging herum um den Wagen kletterte auf die hintere Achse, beugte sich tief über die immer noch schlafenden Kinder und küßte sie. Dann stieg er wieder herunter, reichte der Frau die Leine und klatschte den Gäulen mit der flachen Hand auf das blanke, glänzende Fell. „Hü — los — hü!“ kommandierte er. Während die Pferde anzogen, trat er zurück, faltete die Hände vor dem Leib und sah mit großen brennenden Augen dem langsam entschwindenden Gefährt nach.

Die Frau auf dem Bock blickte sich nicht mehr um — aber er sah, wie ihre Schultern zuckten.

Mühselig stapfte der Bauer durch die mondüberglänzte Landschaft hinauf zum Damm. Doch er kam nicht weit. Schon standen die Ackerfurchen voll tiefbraunen Wassers. Nach hundert Schritten reichte ihm die brodelnde gluckschende Flut bereits bis zur Wade.

Da kehrte er um, stellte sich vor die Tür eines Hauses. Das Wasser leckte bereits über die Schwelle. „Der Damm hält — es kann so schlimm nicht werden,“ murmelte der Bauer und versuchte sich selbst Hoffnung zuzusprechen Doch das Wort war kaum über seine Lippen gekommen, als aus dem bisherigen tiefen und gleichmäßigen Brausen plötzlich ein hohes, heulendes Pfeifen wurde, dem ein wildes, prasselndes Donnern folgte.

„Barmherziger Himmel!“ schrie der Bauer entsetzt. Und er machte eine Bewegung, als wolle er seinen Standplatz verlassen, ja schon tat er ein paar Schritte nach der Straße hin nach dem Weg, der zu den Hügeln führte. Dorthin, wo jetzt wohl schon Weib und Kinder waren, wo das Vieh seit dem vorigen Abend stand, wo Rettung winkte.

Aber dann besann er sich, kehrte wieder zurück, stellte sich vor die verschlossene Tür, umklammerte mit beiden Fäusten die Pfosten und stemmte sich der Flut entgegen, die heulend, tobend, brüllend herein schoß, Steine, Sträucher, Wurzelwerk mit sich reißend.

Vor ihm, kaum zwanzig Meter entfernt stand eine Linde. Groß, breit, schattig. Sein Vater hatte sie gepflanzt, vor bald vierzig Jahren, als ihm der Sohn geboren wurde. An ihr hingen die Augen des Bauern. Nichts weiter sah er in dem furchtbaren Toben der Elemente als diesen Baum, der ihm noch jetzt mit seinem breiten, starken Stamm Schutz bot gegen die anstürmenden Wasser, die ihm schon bis an die Knie reichten.

Fest stand der Baum und still wie ein König. Aber plötzlich ging ein Zittern durch seine Krone, der Stamm neigte sich, löste seine vom Wasser unterspülten Wurzeln mit stöhnendem Laut aus der haltenden Erde, stürzte endlich Wasser zu sprühendem Gischt aufpeitschend, und setzte sich auf dem Rücken der Fluten, schwerfällig und langsam gegen das Haus zu in Bewegung. Wie mit tausend Armen umklammerte das Wurzelwerk den Bauern, der Stamm, nachdrückend, preßte ihn an die schwere, feste eichene Tür.

Die Tür hielt — und die breite Krone des Baumes hinderte das Wasser daran, ihn weiter vor sich hinzuwälzen. Und deshalb — als sich die Flut nach drei, vier Tagen verzogen hatte — fand man den Bauern, ganz umhüllt von den Wurzeln der Linde, mit ausgestreckten Armen zwischen den Türpfosten stehend — gleich einem Gekreuzigten. Von seiner Stirn blickten noch Zorn und Trotz und Ohnmacht und Angst — doch der Mund hatte sich zu einem Ausdruck heiteren Friedens gelockert.

—⊙—

„Glückauf!“

Skizze von Hilde Brand.

Sie stand da, die Stirn trotzig an die Fensterscheibe gepreßt, und wandte sich auch nicht, als der Mann, der am Tisch hastig seinen Morgenimbiß verzehrte, aufstand und begütigend sagte: „Sei vernünftig Lene, Mannsleute haben auch mal was unter sich zu erzählen; ich war ja das erste Mal seit unserer Hochzeit im geölten Löwen.“

„Vier Wochen ist's gerade her“, warf sie ihm höhnisch über die Schulter zurück, „so fängt's an. Einmal immer zuerst, und nach zehn Jahren bist ein Säufer wie die andern.“

„Lene“, die Stimme des Mannes bräute, „ich mag kein Säufer, bevor ich Dich hatte, sorg Du dafür, daß ich's nicht werde.“

„Ha, ha —“, sie lachte schrill auf und pflückte verbarmherzig an dem Geranientopf, der vor ihr stand. „Natürlich, wenn's dahin kommt, sind wir Frauen schuld. Ich weiß schon Bescheid. Für das schöne Geld, was Du vertan hast, hätten wir wieder was Neues kaufen können.“

„Ich habe nichts vertan, da —“, er warf ihr ein Lederbeutelchen auf den Tisch, „der ganze Wochenlohn ist darin. Wenn ich für Ueberstunden mal einen Schoppen trinke —“ Er war jetzt gerötet im Gesicht, und die Ader auf der Stirn schwoll ihm an. Sie wandte sich und sagte höhnisch: „Und das Kartenspiel, he? Mit dem Wenzel, dem Lumpen, dem Betrüger.“

„Lene —“ seine Stimme warnte.

„Ist's nicht wahr? Schämen kannst Du Dich, seine Freunde hast Du —“, sie sah ihn herausfordernd an und zuckte auch nicht, als sie sah, wie der Mann die Hand hob, sie dann senkte und in der Tasche verkrampfte. „Schlag doch zu“, höhnte sie wieder, „was versteckst Du die Hand? Der Wenzel schlägt auch seine Frau, ist ja Dein Freund.“

„Lene —“, der Mann rang mit sich um seines Zornes Meister zu werden. Sie wandte sich wieder dem Fenster zu und preßte die Stirn an die Scheiben.

Da schlug die Uhr.

„Ich muß jetzt gehen —“ hörte sie es gepreßt hinter sich sagen, „Glück auf, Lene!“ Sie rührte sich nicht.

„Glück auf!“ noch einmal durchhallte es das Zimmer. Als keine Antwort erfolgte, schlug die Tür hart ins Schloß, und Lene sah ihren Mann gleich darauf unter dem Fenster vorbei gehen, ohne daß sich sein Blick zu ihr hob.

Lene stand mitten in der Stube und atmete schwer auf. Das hatte sie erleichtert! Seit gestern abend, als der Heinrich nach der Ausgahlung nicht nach Hause kam, kochte es in ihr. Bis zehn Uhr saß sie und wartete. Sie ging

vor die Tür und schaute aus. Gleichmütig log sie, der Heinrich besuche seine Schwester, als die Flurnachbarin neugierig fragte, ob der junge Mann schon allein spazieren gehe.

Erfreulicher Weise war es dunkel, als ihr der Zacher von drüben dann durchs Fenster erzählte, der Heinrich sitze im Kruge und spiele mit Wenzel und dem Wirt Karten. Sie stellte sich schlafend, als ihr Mann heim kam und heute Morgen sprach sie kein Wort, bis vor dem Gehen.

Sie räumte am Tisch und sah, daß neben der Kanne mit Kaffee noch das Frühstücksbrot lag Ihm nachrennen? Vielleicht holte sie ihn noch ein, durchzuckte es sie. Schon hatte sie die Kanne in der Hand, stellte sie aber klirrend wieder auf den Tisch.

„Nein!" sagte sie ganz laut, daß es im Zimmer widerhallte. „Abbitte tu ich nicht."

Ihr war, als wenn ihre Mutter zu ihr sagte: „Lene, merk Dir das, faß ihn gleich scharf an, laß Dir nichts gefallen, vor allem gewöhne ihm das Wirtshauslaufen ab. Sei gleich hart zu Anfang, nachher ist's zu spät." Mit Genugtuung räumte sie bei diesem Gedanken den Tisch ab. Als sie das Geschirr aber in die Küche trug, meinte sie, die dünne Stimme der Großmutter zu vernehmen, die leise raunte: „Tu's nicht Kind, tu's nicht! Der Heinrich ist ein guter Junge. Dein Vater war's auch." Dann hatte sie geseufzt. „Deine Mutter hat ihn zum Säufer gemacht. Die Männer vertragen es nicht, wenn die Weiber zu forsch sind."

Ob's der Klang dieser milden Stimme war, die sie veranlaßte, hinaus zu laufen und das Frühstück einem andern Knappen für den Heinrich mit zu geben? Der meinte zwar, der Heinrich sei ja heute im Cäcilienschacht, aber er wolle es versuchen. —

Der Vormittag schlich hin. Lene fand nicht Ruhe zur Arbeit. Schließlich buk sie Pfannkuchen, weil der Heinrich die so gern aß. Immer wieder sah sie nach der Uhr. Gar so langsam drehte sich der Zeiger.

Da — mit einem Male heulende Sirenenklänge! Lene stand wie gelähmt. Jede Bergmannsfrau weiß, was das bedeutet. Totenstill war's einen Augenblick. Dann heulten die Sirenen von neuem. Lene konnte sich nicht rühren. Sie stand mitten im Zimmer und sah, wie die Straße sich mit angstvoll dreinblickenden Frauen füllte, wie alle zum Bergwerk rannten. Autos sausten vorbei, Stimmen schrien sich zu. Ihr vor Schreck halb taubes Ohr vernahm das Wort „Cäcilienschacht!" Plötzlich rannte sie mit den andern und stand dann, ihrer selbst nicht bewußt, im dicht gedrängten Haufen. Soviel hörte sie: Im Cäcilienschacht war ein Unglück geschehen, ein Drahtseil gerissen. Diese Worte hämmerten in ihrem dumpfen Kopf. Wie lange sie da stand und über die Schranke starrte, welche die Frauen von den Rettungsmannschaften schied, das wußte sie nicht. Die Knappen wurden herauf geholt. Jubelnde Frauenstimmen begrüßten die Gesunden. Die ersten Verletzten wurden vorbei getragen. Die Wartende hörte die Namen, die laut ausgerufen wurden. Ihr Mann war nicht dabei, weder bei den Gesunden noch bei den Verwundeten. Unablässig arbeiteten die Rettungsmannschaften. Das Unglück hatte schlimmer ausgesehen, als sich jetzt herausstellte. Nur ein Korb war herabgestürzt, aber noch nicht jeder der Verunglückten geborgen. Und Heinrich? Sie krampfte sich stöhnend an die Eisenstange der Barriere.

Neben ihr stand während der ganzen Zeit eine Frau, hohläugig, blaß, ein Kind im Arm; drei andere klammerten sich an die Falten ihres Kleides. Die Nachbarin starrte gleich nach dem dunklen Eingang hinüber. Jetzt sagte sie mit hohler Stimme: „Sie sind noch jung, Sie müssen's noch lernen! Jeden Tag muß man's erwarten. Drum rufen wir ihnen ja auch „Glück auf" nach!"

Da schluchzte Lene laut auf und biß in ihr regennasses Tuch. Darum also war es geschehen, weil sie ihm den Gruß versagte, weil —

Lene war nie fromm gewesen, jetzt betete sie, alle Bibelsprüche, die sie von der Schule wußte.

Plötzlich stand eine lange Gestalt vor ihr, ihr versagte der Atem —

„Hab' bei der Rettungsarbeit geholfen", klang es verlegen zu ihr herab, und Heinrichs Augen suchten die ihrigen, „ich dacht auch nicht, daß Du hier stehen würdest."

Da hallte ein Jubelruf durch den feuchtkalten Abend, und Lene flog ihm an den Hals. „Glückauf!" schluchzte sie, „glückauf!"

Verlegen machte sich der Mann frei und bahnte sich mit ihr den Weg durch die Menge. „Das ist noch eine Junge, die muß noch lernen", sagte die hohle Frauenstimme wieder dumpf, und es verhallte in der sich wieder stauenden Menge.

Der letzte Deutsche

Historische Skizze von Georg Paul Lücke.

„Mit Permission Eurer Allerchristlichsten Majestät submissester Diener . . ."

Der ehemalige Kolmarer Advokat, heute Sekretarius dessen von Lützelburg, schob die Hornbrille gegen die Nasenspitze und harrte gewogener Worte seines Herrn ob dieser so schwierigen Antwort auf den Befehl der Breischacher Réunionskammer, sich dem Edikt zu unterwerfen.

„Potz Fluch! — Was faselt Er da?"

Rollend kam die Frage aus des Lützelburgers Bartwildnis. Dann brach es los: „War als Trotzbub bei Breitenfeld dabei, als der Tilly fiel, stand mit dem Gallas bei Nördlingen gegen den Schweden, hab ihm am Rhein gedient gegen die welsche Brut und den Weimarer Bernhard, den Verräter. — Potz Donner und Küraß! — Schreib' Er:

„Hannes Donner von Lützelburg ist ein Teutscher und schließt mit dem welschen Teufel keinen Pakt!"

„Her mit dem Wisch!"

Mit ungelenker Faust riß er den Namen unter die Antwort. „Da! — Nehm Ers und bring Er meine Antwort nach Breisach! — Und das da!"

Mit einem Ruck zerriß er die Pergamentrolle, die ihm verkündet hatte, daß das Eloß französisch sei, trat das Siegel des vierzehnten Ludwig mit dem wuchtenden Reiterstiefel in Fetzen, und als das Schreiberlein bebend, mit wankenden Schritten den Berg hinunter stieg, dröhnte des Lützelburgers Lachen hinter ihm her.

Hannes Donner schloß das Tor und ließ die Kette rasseln, an der sich in rostenden Scharnieren die Zugbrücke über den fauligen Graben senkte.

Er war allein, so wie er dahergekommen mit seinen drei Hunden, auf schwarzem Roß, dem die Knochen die zerschnittene Haut spannten.

Kolmar, Schlettstadt, alle adeligen Herren im Umkreise hatten sich dem Franzosen ergeben. Mitten im Frieden war Straßburg durch Ueberrumpelung gefallen. Der Nassauer, der von Veldenz, der Markgraf von Baden-Durlach und wie sie alle hießen, die sich einmal „deutsch" genannt, legten die Waffenröcke ab, hüllten die muskelharten Glieder in burgundische Seide und Brabanter Spitzenzeug, vertauschten das schartige Schwert mit dem Kavaliersdegen und gingen an den Hof zu Paris, der Montespan zierliche Worte zu sagen.

„Potz Teufel!" — Drüben über dem Rhein gluteten Nacht für Nacht die Feuerbrände. Der Mélac trat, was noch deutsch war, in Grund und Boden. Nacht für Nacht durchheulten seine trunkenen Rotten die Stille der Vogesentäler.

Ueber zerfallende Treppen stieg Hannes Donner in den Keller, den einzigen Raum, der noch bewohnbar war, griff zum Humpen und spülte den Aerger vom Herzen. — —

— — Ein Perückenschütteln begann zu Breisach, daß der Puder stäubte, als der Sekretarius des Lützelburgers Antwort brachte. Der Parlamentsrat Roland de Raveaux erbleichte unter der rosig aufgelegten Schminke und zupfte verlegen die zierlich aufgedrehten Schnurrbartspitzchen.

„Impossible! — Parfaitement impossible", stöhnte er und wischte mit duftendem Spitzentüchlein den Schweiß von der Stirn. — Wegen des Tollkopfes da in der Bergwildnis konnte man doch nicht Krieg führen und eine Armee aufstellen. Mochte er dort sitzen und am Hungertuche nagen. — Nur keine Blamage, nur Seine Allerchristlichste Majestät mit so etwas nicht langweilen. Hatte der Mélac drüben aufgeräumt, würde er wohl Mittel und Wege finden, dieses Aergernis aus der Welt zu schaffen.

So traf man einstweilen die Verfügung, daß der von Lützelburg zu zernieren sei, im weiten Umkreis natürlich, damit kein französisches Blut unnütz vergossen werde.

Hannes Donner aber hetzte mit seinen Bluthunden die Belagerer aus dem Dickicht. Im Nachtsturm, der über die Vogesenkämme brach, klang sein Horridoh, und stolz bauschte sich das Lützelburger Fähnlein — durchsiebt und durchlöchert — auf dem Befried der Ruine. — —

— — Andere Zeiten . . . Zu Versailles hielt man Hof, scharmuzierte um Kurtisanen, machte oeffensive Reverenz vor des Königs-Maitresse. Friede war, und der Bauer drunten in der Ebene stieg hinter der Pflugschar über das Brachfeld.

Was dreißig Kriegsjahre vernichtet, erstand langsam unter fleißiger Hand.

Man vergaß über Spiel und Liebesgetändel, daß dort im Vogesenwald noch immer einer saß, der mit Frankreich Krieg führte. Noch bestand das Edikt von Breisach, das ihn geächtet hatte. Irgendwo unter Aktenstäubern verstaubte ein Befehl, den man zu widerrufen vergaß.

Nach zwanzig Jahren standen die Bedetten im weiten Umkreis um die Lützelburg. Starb einer, so kam ein anderer zum Ersatz und keiner wußte mehr, warum man da Wache hielt. Die Würfel rollten, die Gläser klangen, man ließ sichs auf des Königs Kosten wohl gehen.

Ueber morsche Mauern wucherte der Efeu. Von Jahr zu Jahr drängte der Schlehdorn näher gegen die Umfassung der Burg. Stein um Stein fiel von den Zinnen und baute mit an dem Wall um die kleine Enklave deutschen Bodens in fremd gewordenem Land.

Zuweilen aber, wenn der Nachtwind ging, konnte man fernher die Weisen eines Reiterliedes hören, wie es des Gallas Schwadronen einst gesungen am Tage der Schlacht. — —

— — 1789! . . . Vorbei das Getändel einer mürbe gewordenen Zeit. In Straßburg peitschte das Lied von Rouget de l'Isle die Herzen zum Sturm. Entmentschte Horden tanzten um die Guillotine. Im Bergwald loderte die Brandfackel, wo noch Adelsburgen standen.

Wie ein Märchentraum, von Menschenhand unberührt, vom Efeu eingesponnen, lag die Lützelburg. Keiner wagte es, daran zu rühren, denn die Sage ging, daß in Wetternächten dort der letzte Lützelburger mit seinen Hunden hetzte, im Lederkoller, die Sturmhaube auf verwettertem Haupt, den Pallasch in der eisernen Faust.

Nur einmal wollte einer der Mär spotten. Ein Leutnant Perrier war es, der sich in durchzechter Nacht vermaß, mit dem „letzten Deutschen" die Klinge zu kreuzen.

Bleich und stumm kehrte er zu seiner Truppe zurück und erlag nach wenigen Tagen einem hitzigen Nervenfieber. — —

— — Im verschimmelten Sessel saß dort im Keller Hannes Donner von Lützelburg, den leeren Humpen vor sich auf dem faulenden Eichentisch, den verrosteten Pallasch von den knöchernen Fingern der Rechten verkrampft. Zu seinen Füßen drei Hunde, nur noch Mumien, wie ihr Herr, dem sie die Treue gewahrt.

—⊡—

In den Bergen von Baltistan

Skizze von Georg Eschenbach.

Der britisch-indische Geniekapitän Frank Allan saß auf der Terrasse seines Hotels in Srinagar und freute sich seines Lebens. Drei Jahre harten Grenzdienstes in Dardistan lagen hinter ihm, drei Jahre ständigen Katz-und-Maus-Spiels mit den bolschewistischen Agenten unter den Grenzstämmen. Die Früchte des auftreibenden Dienstes ruhten wohlgeborgen in seiner Brieftasche: Kartenskizzen der russischen Befestigungen und Stützpunkte an der Grenze und der von ihm in langer Arbeit ausgewählten englischen Gegenstellungen. Der Generalstab konnte mit dem Kapitän Frank Allan zufrieden sein!

Langsam entzündeten sich die Lichter der Stadt tief unter ihm. Auf der Terrasse glühten die Birnen unter farbigen Seidenschirmen. Gedämpfte Tanzmusik drang aus der Halle herüber. Ein Herr im Smoking verbeugte sich leicht vor dem Kapitän, bat, an seinem Tisch Platz nehmen zu dürfen und nahm einer Dame den Abendmantel von den weißen Schultern. Allan sah unter den gesenkten Wimpern zu der Tischnachbarin hinüber. „Eine vollkommene Schönheit" stellte er fest.

Die Musik lockte, das Blut rauschte dem Kapitän in den Schläfen. Er stand auf und bat die Dame um einen Tanz. Die schmale Hand der Fremden legte sich leicht auf seinen Arm. Sie wiegten im Takt der Musik durch die Halle. Ein berauschender Wohlgeruch flutete aus dem duftigen Kleid, das die schöne Tänzerin umschmiegte. Da vergaß der Kapitän für einen Augenblick die britische Kühlheit und preßte seinen Arm enger um die Fremde, als es der Takt den Offizieren unbekannten Damen gegenüber erlaubt. Er fühlte, wie sich die Rechte seiner Tänzerin entrüstet aus seiner Hand löste, sah ihr Gesicht erröten und stotterte eine Entschuldigung.

Die Musik verklang. Allan führte die junge Frau an den Tisch zurück. Sie flüsterte ihrem Begleiter hastige, unverständliche Worte zu und verschwand ohne Gruß. Der Fremde verabschiedete sich mit einer knappen, frostigen Verneigung vom Kapitän. Frank Allan blieb allein mit seinem Aerger über sich selbst zurück.

Als der Kapitän eine Stunde später aufbrechen wollte, vermißte er seine Brieftasche. Da fiel ihm mit jähem Schrecken die entrüstete Handbewegung seiner Tänzerin ein. Der Verdacht bohrte plötzlich in ihm. Er stürmte zum Geschäftsführer, erkundigte sich hastig nach den Fremden. Der Hotelangestellte wußte nicht viel von ihnen: „Ausländer."

Am frühen Morgen hatte der Kapitän genug erfahren, um seinen Verdacht bestätigt zu finden. Die Fremden waren Russen, hatten in der Nacht ihre Wohnung nur kurz aufgesucht sich umgekleidet und waren in einer Donga den Jhelum abwärts verschwunden. Nur Gilgit konnte ihr Ziel sein. Dort warteten sicher Freunde, die ihnen über die Grenze halfen. Allan ließ den Telegraphen spielen und warnte die Posten längs der Militärstraße nach Gilgit. Sieben Stunden später ritt der Kapitän auf lahm gesagtem Pferde in Bandipur ein, wo die Straße Gilgit vom Jhelumtal abzweigt. Dort erfuhr er, daß die Russen vier Stunden vorher den Ort auf Reitponies mit zwei Führern verlassen hatten. Kurz danach brach Allan mit seinem Burschen, zwei Eingeborenen und Reitpferden auf.

Im Unterkunftshaus von Burzil Coki hörte der Kapitän zwei Tage später, daß die Russen dort kurz vorher die Tiere gewechselt und mit den letzten an der Raststelle verfügbaren Ponies den Höhenweg nach Skardu eingeschlagen hatten. Glimmende Feuerstellen bestätigten die Auskunft. Doch eine Reihe unerklärlicher Zwischenfälle hielt die Verfolger auf. Bald platzte ein Sattelgurt, bald fehlte beim Aufbruch ein Tier und mußte erst gesucht werden.

Endlich, am Abend des vierten Tages, stand die Karawane am Steilabfall zum Industal Tausend Meter unter ihr lag Skardu, der Hauptort Baltistans. Der Kapitän hielt kurze Rast. Da entdeckte er tief unter sich vier Punkte, die den steilen Weg hinab hasteten. Er riß das Fernglas an die Augen: Endlich waren die Russen erreicht. Ungeduldig trieb er die Führer zur Eile an und jagte den anderen voraus.

Da lahmte plötzlich das Pferd des Kapitäns brach in die Knie und warf den Reiter zu Boden. Allan raffte sich auf, sah auch Smith, den Burschen, neben seinem Pferd stehen. Die Führer waren verschwunden. In aufkeimendem Verdacht untersuchte Allan die Hufe seines Reittieres; drei kurze Nägel staken in der Fleischsohle. Da erkannte er, daß auch in Bandipur der Tscherwonetz Moskaus rollte.

Stunden später erst traf Allan in Skardu ein. Weitere kostbare Zeit ging verloren, bis er die Spur der Flüchtigen wieder fand. Sie hatten Reittiere und Führer gewechselt und waren nach Askole aufgebrochen. Endlich konnte sich auch der Kapitän neue Pferde und zwei Baltis als Wegweiser verschaffen. Askole hatten die Russen acht Stunden vor Allans Eintreffen verlassen. Ein Führer sollte sie über den fast unpassierbaren Mustaghpaß nach Ostturkestan bringen. Ihr Vorsprung erschien zu groß, denn kein Balti wollte den Kapitän in die gefürchtete Gletscherwelt des Mustagh begleiten. Trotzdem hetzte Allan, dem der Besitz der Papiere mehr galt, als sein Leben, allein mit dem Burschen weiter. Sie stiegen zu Fuß, den nötigsten Proviant und Decken über der Schulter, das Biahotal hinauf und schliefen nur wenige Stunden eng zusammen gehauert an geschützten Felswänden. Ueber das Schuttlabyrinth des Baltorogletschers hinweg erreichten sie endlich das Mustaghtal.

Da sahen sie in der Nacht im Tal hoch über sich ein Lagerfeuer leuchten. Höchstens ein Marsch von drei Stunden konnte sie noch von den Russen trennen. Angefeilt tasteten die beiden Europäer weiter, doch nach wenigen unsicheren Schritten gaben sie auf.

Beim ersten Lichtstrahl brach Allan wieder auf. Drei Stunden später fand er die noch rauchende Feuerstelle. Auf den Stufen, welche die Flüchtigen in das steile Eis geschlagen hatten kletterte der Kapitän bergan. Als er den Rand des flachen Oberen Mustaghgletschers erreichte sah er fünfhundert Meter vor sich die Russen zwischen ihrem Führer und zwei Trägern. In weiten Sprüngen jagten die Engländer über das ebene Eis hinter ihnen her. Nur dreihundert Meter trennten sie noch von den Flüchtigen, als einer der Baltis sich umwandte und die Verfolger erblickte.

Da sah der Kapitän die gedrungene Gestalt des Russen straucheln, mit beiden Händen nach einem Halt suchen und verschwinden. Entsetzt blieb die Frau mit den Baltis stehen und starrte in die verdeckt gewesene Eisspalte. Ruhig ließ sie die Engländer heran kommen. Sie schlug den Blick nieder und wies in die Spalte: „Helfen Sie ihm, er hat die Pläne."

Allan ließ die Trägerhölzer der Baltis über die Spaltenränder legen, schlang das lange Seil der Russen darum und stieg zwischen den Eiswänden hinab. Zwanzig Meter tiefer fand er den Russen; im Kopf klaffte eine schwere Wunde, der Mann war tot. Allan riß ihm den Mantel, die Jacke auf, in der Brusttasche fand er die Mappe mit den kostbaren Plänen.

Keuchend vor Anstrengung, Genugtuung in den Augen, stand der Kapitän vor der Russin: „Er ist tot." Da riß die Frau eine Pistole aus der Tasche ihrer Reithose: „Du hast ihn auf dem Gewissen, Du Schuft!" Der Schuß peitschte durch die Stille, die Waffe flog vom Schlag des Burschen getroffen in weitem Bogen auf das Eis. Der Kapitän hob sie auf, bückte sich nach seiner durchschossenen Mütze: „Wären Sie ein Mann ich knallte Sie über den Haufen. Doch ich will Ihnen die wenigen schönen Augenblicke, da ich Sie in Srinagar beim Tanz im Arm hielt, nicht schuldig bleiben. Hier in Indien erwartet Sie das Zuchthaus, dort drüben über dem Paß die Freiheit."

Drei Stunden später stand die kleine Karawane nach mühseliger Eis- und Felskletterei auf der Mulde des Mustagh-Pirgletschers, dem Mustaghpaß, der 5800 Meter hohen Wasserscheide zwischen Indien und Turkestan. Der Kapitän wies in das jenseitige Tal hinunter: „Dort drüben liegt Tschang Tok, liegt die Grenze, finden Sie russische Freunde." Sie schieden ohne Gruß . . .

Der Kapitän sah die Frau langsam hinter ihrem Führer bergab steigen. Da wandte sie sich, zögerte und kam zurück: „Ich danke Ihnen." Sie reichte ihm die schmale Hand, die er schon in Srinagar gehalten hatte, und der Engländer drückte sie zum Abschied: „Ich zürne Ihnen nicht. Jeder tut dem Vaterland gegenüber seine Pflicht."

Sie stieg mit den Baltis über die Schrunden des Mustagh-Pirgletschers zu Tal. Der Kapitän sah ihr lange nach. „Sie war die schönste Frau, die ich je gesehen habe. Wäre sie doch eine Engländerin gewesen, diese erste Frau, die den Mustaghpaß bezwang!"

—⊡—

Eine aufregende Nacht

Skizze von Otto Martens.

Eine so aufregende Nacht wie diese hatte das im Vorort etwas einsam gelegene Haus des Tierarztes Krüger noch nicht erlebt.

Doktor Krüger war gegen zwei Uhr morgens durch den Lärm seines Geflügels aufgewacht. Ein noch schlaftrunkener Blick in den kleinen Garten besagte alles: die Stallung brannte! Ueberstürzt zog der Tierarzt Hose und Rock an, schlüpfte in die Hausschuhe, rüttelte seine Frau „Feuer! Herta, Feuer!" und eilte hinunter zur Küche, wo er einen Eimer mit Spülwasser umkippte und ihn unter den rasch geöffneten Wasserhahn stellte. Den Scheuereimer fand er im Nebengelaß; kaum war der erste Eimer gefüllt, so stellte er den anderen unter das viel zu langsam strömende Wasser.

Schon in nächster Minute stand er vor der Stallung, riß die Tür auf, wich einen Augenblick vor dem heraus dringenden Qualm zurück und goß nun in hohem Bogen das erste Wasser in den Brandherd.

Das Feuer schien noch im Entstehen begriffen zu sein. Aber die Gefahr war groß und greifbar nahe: unmittelbar neben der Stallung befand sich die Garage, die den Wagen und — ein Faß Benzin enthielt! Dunkelheit und undurchsichtiger Qualm ließen nicht erkennen, ob die zur Garage liegende Bretterwand bereits vom Feuer erfaßt war. Doktor Krüger wollte das im Schlafzimmer liegende Schlüsselbund holen und die Garage aufschließen, um Wagen und Faß heraus zu bringen, aber statt dieses Zeitverlustes erschien ihm der erste Löschungsversuch doch dringender. So eilte er wieder zwischen Küche und Stallung hin und her, gedankenlos, aufgeregt, immer einen Eimer nach dem anderen auswechselnd und dieses Wasser in den Brandherd gießend.

Beim vierten Gang stieß er vor der Haustür mit seiner Frau, die sich inzwischen angekleidet und das Mädchen geweckt hatte, zusammen, eilte schier kopflos an ihr vorüber und rief nur: „Herta, hilf doch — pack zu! Hol noch mehr Gefäße fürs Wasser! Telephoniere zur Feuerwehr — hol' die Garagenschlüssel! — Platz da!" Und schon war er mit neu gefülltem Eimer wieder draußen.

Das kleine Frauchen kannte ihren sonst so besonnenen, jetzt maßlos aufgeregten Mann nicht wieder. Wo er nur, angesichts so großer Gefahr, seine Gedanken hatte! Mit einigen Eimern Wasser konnte er doch unmöglich des Feuers Herr werden. Schnell lief sie ins Sprechzimmer zum Telephon und übermittelte dem sich meldenden Postamt den Feueralarm-ruf.

„Aber, Frau Doktor", rief Anna, das inzwischen herbei geeilte Hausmädchen, „bis die Feuerwehr hier draußen ankommt, kann es ja schon zu spät sein!"

Doch die nun gleichfalls aufgeregte Frau achtete nicht darauf, stieß nur ein hastiges „So helfen Sie doch mit!" hervor und eilte hinauf ins Schlafzimmer, um die Garagenschlüssel zu holen. Anna sah ihr kopfschüttelnd nach, ging zum Hausflur, riß den dort an der Wand hängenden Minimax aus der Fassung, lief mit ihm zur Stallung, löste mit einem Schlage die Löschsicherung und richtete den starken Strahl auf den Brandherd. Der durch die weit geöffnete Tür dringende Qualm nahm ihr fast den Atem; ihre Augen schmerzten und tränten. Unmöglich war's, in diesem Rauch länger als einige Sekunden zu stehen! Das Mädchen wankte — da griff die Hand des Doktors, der wieder mit neuem Wasser gekommen war, dem Feuerlöscher: „Herr jemine! Ein Glück, daß Sie daran dachten . . ." Weiter kam er nicht, der dichte Qualm erregte Hustenreiz, drang auch ihm in die Augen; aber er hielt stand und wurde in wenigen Augenblicken des Feuers Herr.

Aufatmend trat er etwas zurück ins Freie. Inzwischen öffnete seine Frau die Garagetür, um zunächst einmal das Benzinfaß heraus zu rollen. Doktor Krüger, noch ganz benommen, näherte sich wieder der Stallung, aus der der Qualm rasch abzog; nur noch kleine Funken glimmten hier und da auf. Mit einem an der Außenwand hängenden Rechen zog er die nahe der Tür liegenden Brandreste hervor, bückte sich, tastete — — richtig: verbrannt! Elend umgekommen! „Arme Viecher", murmelte er. Sein ganzes Geflügel war vernichtet! Aber es hätte weit schlimmer kommen können . . .

„Herr Doktor! Es brennt!" Annas Schreckensruf unterbrach seine Betrachtungen . . . Es brennt? Schon wieder? Unmöglich, denn er sah nur noch ein leichtes Glimmen, nicht aber erneutes Aufflammen. Doch da hatte ihn das Mädchen schon am Arm ersaßt, zog ihn beiseite und zeigte auf die Hinterwand der Garage, wo deutlich ein neuer Feuerschein aufloderte.

„Brandstiftung!" schrie der Arzt wütend. „Totsicher Brandstiftung! Die ganze Bretterbude will man mir vernichten!" — Und richtig: ein hoher, von fremder Hand dort aufgestapelter Reisighaufen, der sonst am Gartenzaun lag brannte lichterloh; seine Flammen erfaßten gerade die Hinterwand und den niedrigen Dachfirst.

„Der Kerl muß noch da sein — das Feuer ist ja ganz neu. Ihr bleibt hier, und wenn alles abbrennen sollte! Aufpassen, sag' ich Euch!" Und schon war er in der Garage, um den Wagen zu retten.

Wenige Augenblicke später tönte draußen das Signal der nahenden Feuerwehr. Während Anna im Schein des auflodernden Reisighaufens nach dem Brandstifter Ausschau hielt, öffnete die am ganzen Körper vor Aufregung zitternde Hausfrau die große Gartenpforte, wurde aber im nächsten Augenblick brutal beiseite gestoßen und sah nur noch, wie eine große Gestalt hastig die Landstraße entlang lief. Ihre Hilferufe machten die inzwischen angelangten Feuerwehrleute und ihren mit dem Wagen gerade aus der Garage kommenden Mann auf den fliehenden Verbrecher aufmerksam.

Alles geschah innerhalb weniger Sekunden. Aber ebenso schnell hatten der Tierarzt und einige Feuerwehrleute die Verfolgung aufgenommen. Die Scheinwerfer der Autos erleuchteten die Landstraßen, und der Lichtfucher warf seine Strahlen seitwärts. Schon nach einigen hundert Schritten schnappten sie den Ausreißer, gerade als er sich in den Chausseegraben ducken wollte. Grell schien der Lichtsucher in das Gesicht des Verfolgten.

„Wolter! Mensch — Sie sind's?!" fuhr der Tierarzt entsetzt zurück. „Dem Himmel sei Dank, daß Sie nichts Schlimmeres angerichtet haben!"

Und nun berichtete Doktor Krüger, dem der kalte Schweiß auf der Stirn stand, in abgebrochenen Sätzen, warum Wolter sein Gegner war: dieser schwachsinnige Bauer betrachtete in seinem Wahn den Tierarzt, weil er bei einer Seuche seine drei Kühe nicht retten konnte, als seinen Feind, den er schon seit Monaten mit Drohungen und Flüchen verfolgte . . . Daher also die Brandstiftung! Ein ausgeklügelter und doch noch rechtzeitig vereitelter Plan.

Wolter wurde von der Feuerwehr abgeführt. Der neue Brand war inzwischen rasch gelöscht worden. Zitternd vor Kälte, ging Doktor Krüger, immer noch nur mit Hemd, Hose und Rock bekleidet, ins Schlafzimmer, wo er seine völlig erschöpfte Frau vorfand.

Anna aber, die ihre Besonnenheit nicht verloren hatte, verschloß Garten- und Haustüren, braute einen kräftigen Grog, stärkte zunächst sich selbst und brachte dann zwei dampfende Gläser an Doktors Betten.